Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 37

Artikel: Der Ring des Generals [Fortsetzung]

Autor: Lagerlöf, Selma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647285

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 37 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 12. September 1936

Frühherbst. Von Anna Ball.

Rauher Gott des Herbstes möchte noch den geliebten Leib der Erde schonen, möchte noch in jenem Tale wohnen, wo es sommers so nach Honig roch.

Daß sein graues Auge trüb und wild, zeigt ihm früh genug das tote Wasser, das, sich selbst verlöschend, immer blasser wiederspiegelt sein verzerrtes Bild. Doch in diesen Tagen — wie Schalmei klingt sein Singen, und er darf noch wähnen, daß der Rost in seines Haares Strähnen Purpur frohen Königtumes sei.

Seine scheue späte Zärtlichkeit liegt wie ferner Glanz auf letzten Garben, und die Felder, die schon langsam starben, sind in blasser Bläue sein Geleit.

Der Ring des Generals.

9.

An einem Herbsttag, etwa dreißig Jahre nach dem benkwürdigen Würfelspiel vor dem Brobner Thinghause, saß Marit, Eriks Tochter, auf der Vortreppe zum kleinen Speicher des Olsbyer Hofes, wo sie ihre Wohnung hatte, und strickte ein Paar Kinderfäustlinge. Sie wollte ein schönes Wuster mit Streisen und Feldern stricken, damit das Kind, dem sie sie zudachte, Freude daran hatte, aber sie konnte sich auf kein Muster besinnen.

Nachdem sie lange dagesessen und mit der einen Stricknadel auf der Stufe gezeichnet hatte, ging sie in den Speisder und öffnete ihre Kleidertruhe, um irgendein Stück hers vorzusuchen, nach dem sie stricken konnte. Ganz unten auf dem Boden fand sie eine Zipfelmühe, die kunstfertig gestrickt war, mit vielen verschiedenen Feldern und Streisen, und nachdem sie ein paar Augenblicke gezögert hatte, nahm sie lie mit hinaus auf die Treppe.

Während Marit die Müße hin und her drehte, um sich über das Strickmuster klar zu werden, bemerkte sie, daß die Motten hineingekommen waren. "Ja, lieber Gott, das ist wohl nicht zu verwundern", dachte sie. "Es ist ja minsdestens dreißig Jahre her, seit sie im täglichen Gebrauch war. Es ist gut, daß ich sie jeht aus der Truhe genommen habe, so daß ich doch sehe, wie es damit steht."

Die Mühe war mit einer großen, prächtigen, viels farbigen Troddel versehen, und in dieser schienen sich die

Erzählung von Selma Lagerlöf.

Copyright by Roman-Vertrieb Langen/Müller, München.
Wotten besonders wohlgefühlt zu habe

Motten besonders wohlgefühlt zu haben, denn als Marit die Mütze schüttelte, flogen die Fäden nur so nach allen Seiten. Ja, auch die Troddel löste sich und fiel ihr in den Schoß. Sie nahm ihn auf, um zu sehen, ob sie so übel zugerichtet war, daß man sie nicht mehr befestigen konnte, und dabei sah sie drinnen zwischen den Fäden etwas glänzen. Sie zupste sie auseinander und kand nun, daß ein großer Siegelring aus Gold mit einem roten Stein vermittelst eines groben Leinenfadens in die Troddel eingenäht war.

Die Troddel und die Müche fielen ihr aus den Hänsden. Sie hatte den Ring noch nie gesehen, aber sie brauchte gar nicht den königlichen Ramenszug auf dem Stein zu ersblicken, oder die Inschrift auf der Innenseite des Ringes zu lesen, um zu wissen, was für ein Ring das war und wem er gehörte. Sie lehnte sich an das Treppengeländer, schloß die Augen und saß da, still und bleich wie eine Sterbende. Es war ihr, als sollte ihr das Herz brechen.

Um dieses Ringes willen hatten ihr Bater, Erik Ivarsson, ihr Oheim, Ivar Ivarsson, und ihr Bräutigam, Paul Eliasson, das Leben lassen müssen, und nun mußte sie ihn in der Troddel von Pauls Zipfelmühe eingenäht finden!

Wie war er dahingekommen? Wann war er dahinsgekommen? Hatte Baul gewußt, daß er da war?

Nein, sie sagte sich sofort, daß er dies unmöglich gewußt haben konnte.

Sie erinnerte sich noch, wie er diese Mütze geschwenkt und sie hoch hinauf in die Luft geworfen hatte, als er glaubte, daß er sowohl wie die alten Ivarsöhne freigesprochen waren.

Sie sah das Ganze vor sich, als wäre es gestern gewesen. Die große Menschenmenge, die anfangs so haberfüllt und feindlich gegen sie und ihre Nächsten gewesen war, aber schließlich an deren Unschuld geglaubt hatte. Sie erinnerte sich an den herrlichen tiefblauen Herbsthimmel, die Zugvögel, die suchend und irrend über dem Thingplatz hin und her geschwirrt waren. Paul hatte sie gesehen, und in dem Augenblich, in dem sie sich an ihn gelehnt hatte, hatte er ihr zugeslüstert, daß seine Seele bald dort oben in der Hotte sie gesragt, ob er kommen und unter der Dachrinne im Olsbyhof horsten dürfe.

Nein, Paul konnte nicht gewußt haben, daß Diebess gut in der Müge verborgen war, die er zu dem herrlichen Herbsthimmel hinaufwarf.

Es war ein anderer Tag. Ihr Herz frampfte sich jedesmal zusammen, wenn sie daran dachte, aber nun mußte sie es doch.

Es war die Entscheidung von Stockholm gekommen, das Gottesurteil sei so zu deuten, daß alle Angeklagten gleich schuldig waren und durch den Strick hingerichtet wers den sollten.

Sie war dabei gewesen, als das Urteil vollstredt wurde, auf daß die Männer, die sie liebte, doch wußten, daß es einen Wenschen gab, der an sie glaubte und um sie trauerte. Aber um dessentwillen hätte sie kaum zum Galgenhügel gehen müssen, denn alle Wenschen waren seit dem letzten Wale anderen Sinnes geworden. All die, die vor der Soldatenstette rings um sie standen, waren gut zu ihr gewesen. Die Leute hatten die Sache unter sich beraten und geprüft, und sie waren zu der Ueberzeugung gelangt, das Gotteszurteil hätte so gedeutet werden müssen, daß alle drei Amsgeslagten unschuldig waren. Der alte General hatte sie alle drei den höchsten Wurf tun lassen. Das konnte nichts anderes bedeuten. Keiner von ihnen hatte seinen Ring genommen.

Es hatte sich ein allgemeines Wehklagen erhoben, als die drei Männer herausgeführt wurden. Frauen hatten geweint, die Männer hatten mit geballten Fäusten und zussammengebissenen Zähnen dagestanden. Man sagte, das Kirchspiel Bro würde zerstört werden, wie Jerusalem, weil hier unschuldigen Männern das Leben genommen wurde. Die Leute hatten den Verurteilten Trostesworte zugerusen und die Vüttel verhöhnt. Und viele Flüche hatten den Rittsmeister Löwenstöld getroffen. Es hieß, er sei in Stodsholm gewesen, und es sei seine Schuld, daß das Gottessurteil zum Nachteil der Angeklagten gedeutet worden sei.

Dies, daß alle Menschen ihren Glauben und ihr Berstrauen geteilt hatten, hatte ihr doch immerhin über diesen Tag hinweggeholfen. Und nicht nur über diesen Tag, sonsdern auch all die Zeit bis jeht. Wenn die Menschen, die sie traf, sie für die Tochter eines Mörders gehalten hätten, sie hätte das Leben nicht ertragen können.

Paul Eliasson war der erste gewesen, der den kleinen Bretterboden unter dem Galgen bestiegen hatte. Er hatte sich niedergeworfen und zu Gott gebetet, dann hatte er sich an den Geistlichen gewandt, der neben ihm stand, und hatte

ihn um etwas gebeten. Sierauf hatte Marit gesehen, wie der Geistliche ihm die Müte vom Kopfe nahm. Als alles vorüber war, hatte der Pfarrer Marit die Müte mit einem letzen Gruß von Paul übergeben. Er sandte sie ihr als ein Zeichen, daß er in seinem letzen Stündlein an sie gesdacht hatte.

Sollte sie je glauben können, daß Paul ihr die Mühe zum Andenken geschieft hätte, wenn er gewuht hätte, daß das gestohlene Gut darin verborgen war? Nein, wenn etwas auf Erden sicher war, so war es dies, daß er nicht wuhte, daß der Ring, der am Finger eines toten Mannes gesteckt hatte, in der Mühe verborgen war.

Marit, Eriks Tochter, beugte sich hastig vor, hielt sich die Mütze vor die Augen und betrachtete sie prüsend. "Wokann nur Paul diese Mütze her gehabt haben?" dachte sie. "Weder ich noch sonst jemand auf dem Hof hat sie ihm gestrickt. Er muß sie auf dem Markte gekauft oder vielsleicht mit jemandem anderen getauscht haben."

Sie drehte die Mütze noch einmal herum und betrachtete das Muster. "Diese Mütze ist sicher einmal schön und schmud gewesen", dachte sie. "Baul hatte Butz und Tand gerne. Es war ihm nie recht, wenn wir ihm graue Kleider webten. Er wollte Farben haben. Seine Mützen mutzen auch immer womöglich rot sein mit einer großen Troddel. Diese hier hat ihm sicherlich gefallen ..."

Sie legte die Müße nieder, lehnte sich wieder an das Treppengeländer, um in das Bergangene hineinzubliden.

Sie war im Walde, an jenem Morgen, an dem Ingilbert zu Tode erschreckt worden war. Sie sah, wie Baul zusammen mit ihrem Vater und ihrem Oheim über bie Leiche gebeugt dastanden. Die beiden Alten hatten beschlossen, daß Ingilbert in das Dorf hinuntergetragen werden sollte, und sie waren gegangen, um Zweige für die Bahre abzuhauen. Aber Paul hatte noch einen Augenblid gezögert, um Ingilberts Mütze zu betrachten. Er hatte ein solches Berlangen danach, weil sie aus rotem, blauem und weißem Garn in vielen Mustern gestrickt war, und er hatte sie ganz unbemerkt mit seiner eigenen vertauscht. Er hatte nichts Boses damit gemeint. Er hatte sie vielleicht überhaupt nur für ein kleines Weilchen behalten wollen. Seine eigene Müke, die er Ingilbert gab, war sicherlich ebenso gut gewesen, wenn auch nicht so buntfarbig und nicht so kunstfertig gestridt.

Aber Ingilbert hatte ja, bevor er von daheim wegwanderte, den Ring in die Müke eingenäht. Er hatte vielleicht geglaubt, daß er verfolgt werden würde, und darum hatte er versucht, ihn zu versteden. Und als er dann zu Boden gestürzt war, war es niemandem eingefallen, den Ring in der Müke zu suchen. Paul Eliasson weniger als irgend einem anderen.

So war also alles gegangen! Sie hätte barauf schwören können, aber man kann seiner Sache nie sicher genug sein.

Sie legte den Ring in ihre Truhe, und mit der Mühe in der Hand ging sie in den Stall, um mit der Stallmagd zu sprechen.

"Komm heraus ins Tageslicht, Martha", rief sie in den dunklen Biehstall, "und hilf mir bei einem Muster, das ich nicht herausbringen kann!" Als die Stallmagd sich zeigte, reichte sie ihr die Mütze. "Ich weiß, daß du ersahren im Strikten bist, Martha", sagte sie. "Ich möchte diese Felder abstricken, aber ich komme nicht damit zurecht. Sieh sie einmal an, du! Du bist in dieser Runst besser bewandert als ich."

Die Stallmagd nahm die Mütze und warf einen Blid darauf. Sie sah betroffen aus. Sie trat aus dem Schatten der Stallmauer hervor und betrachtete sie noch einmal.

"Wo hast du die her?" fragte sie.

"Sie hat viele Sahre in meiner Truhe gelegen", sagte Marit. "Warum fragst du so?"

"Weil ich diese Mütze meinem Bruder Ingilsbert gestrickt habe, in dem letzen Sommer, den er lebte", sagte die Stallmagd. "Ich habe sie seit jenem Morgen, an dem er von daheim wegsing, nicht mehr gesehen. Wie kann sie jett hier sein?"

"Sie ist ihm vielleicht vom Kopfe gefallen, als er niederstürzte", sagte Marit. "Möglich, daß einer unserer Knechte sie im Walde gefunden und hergebracht hat. — Aber wenn so traurige Ersinnerungen damit verknüpft sind, willst du mir vielleicht das Muster nicht abstricken?"

"Wenn du sie mir leihst, kannst du das Muster bis morgen haben", sagte die Stallmagd.

Sie nahm die Mütze und kehrte in den Stall zurud, aber Marit hörte, daß sie Tränen in der Stimme hatte.

"Mein, du darfst es nicht tun, wenn es dir schmerzlich ist", sagte sie.

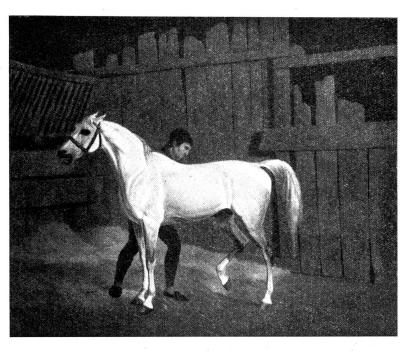
"Nichts ist mir schmerzlich, wenn ich es für dich tun kann, Warit."

Es war nämlich Marit, die an Martha, Bards Tochster, gedacht hatte, als sie nach dem Tode des Vaters und Bruders allein oben im Walde saß, und sie hatte ihr ansgeboten, Stallmagd im Olsbyhof zu werden. Martha wurde nicht müde, ihr ihre Dankbarkeit dafür zu bezeigen, daß sie sie wieder hinunter unter die Menschen gebracht hatte.

Marit ging wieder zur Vortreppe des Speichers, nahm die Strickerei zur Hand, hatte aber nicht die Ruhe, zu arsbeiten, sondern lehnte den Kopf an das Geländer wie zusvor und suchte sich in das hineinzudenken, was ihr jett zu tun oblag.

Wenn jemand im Olsbyhof gewußt hätte, wie jene Frauen auszusehen pflegen, die das Leben hinter sich geslassen haben, um in einem Kloster zu wohnen, dann hätte er gesagt, daß Marit einer solchen glich. Das Antlitz war gelblichsweiß und ganz faltenlos. Für einen Fremden wäre es nahezu unmöglich gewesen, zu sagen, ob sie jung oder alt war. Es sag etwas Friedevolles und Stilles über ihr, wie über jemandem, der aufgehört hat, etwas für seine sigen Teil zu wünschen. Man sah sie nie sehr froh, aber auch nie tief betrübt.

Nach dem schweren Schlage hatte Marit ganz klar gefühlt, daß das Leben für sie zu Ende war. Sie hatte den Hof nach ihrem Vater geerbt, aber sie wußte ja, wenn sie ihn behalten wollte, mußte sie heiraten, damit der Hof



Schweizer Malerei im 19. Jahrhundert. Jacques Laurent Agasse: Vollblutschimmel.

einen Herrn hatte. Um dies zu vermeiden, hatte sie das ganze Anwesen einem ihrer Geschwisterkinder überlassen, ohne andere Bezahlung, als daß sie ihre Wohnung und ihren Unterhalt im Hofe hatte, solange sie lebte.

Sie war damit zufrieden und hatte es nie bereut. Da war keine Gefahr, daß ihr aus Mangel an Arbeit die Zeit zu lang werden könnte. Die Leute hatten großes Bertrauen zu ihrer Klugheit und Güte, und sowie eines krank war, pflegte man sie holen zu lassen. Die Kinder schlossen sich auch sehr an sie an. Meist hatte sie den ganzen Speicher voll von dem kleinen Bölkchen. Sie wußten, daß sie immer Zeit hatte, ihnen bei ihren kleinen Sorgen beizustehen.

Wie nun Marit so dasaß und nachdachte, was sie weiter mit dem Ring beginnen sollte, stieg ein heißer Jorn in ihr auf. Sie dachte, wie leicht er hätte gefunden werden können. Warum hatte der General nicht dafür gesorgt, daß er entbeckt wurde? Er hatte doch die ganze Zeit über gewußt, wo er sich besand, das konnte sie jeht verstehen. Aber warum hatte er es nicht so eingerichtet, daß Ingilberts Müße untersucht wurde? Anstatt dessen ließ er drei Unschuldige um des Ringes willen den Tod erleiden. Dazu hatte er die Macht gehabt, nicht aber dazu, den Ring ans Tageslicht kommen zu lassen.

Marit hatte im ersten Augenblid daran gedacht, mit ihrer Geschichte zum Propst zu gehen und ihm den Ring zu übergeben; aber nein, sie wollte nicht.

Es war so, daß Marit, wo immer sie sich zeigte, in der Kirche und bei Gastmählern, mit großer Zuvorkommensheit behandelt wurde. Unter der Geringschätzung, die auf der Tochter eines Missetäters zu ruhen pflegte, hatte sie nie zu leiden gehabt. Die Leute hatten die feste Ueberzeugung, daß da ein Unrecht begangen worden war, und sie wollten es gut machen. Auch die Serrschaften pflegten auf Marit zuzugehen, wenn sie sie auf dem Kirchenhügel



Adam Wolfgang Töpffer: Blick auf den Salève.

sahen, um ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Selbst die Familie auf Sedebn — ja, nicht der Rittmeister selbst, aber seine Frau und Schwiegertochter — hatten etliche Versuche gemacht, sich Marit zu nähern. Aber ihnen gegenüber hatte sie sich immer abweisend verhalten. Seit dem Gerichtsverfahren hatte sie zu keinem aus diesem Hause ein Wort gesprochen.

Sollte sie jeht vortreten und eingestehen, daß die Sedebner in gewisser Weise recht gehabt hatten? Es hatte sich gezeigt, daß der Ring im Besit der Olsbymänner gewesen war. Vielleicht würde man sogar kommen und sagen, sie hätten gewußt, wo er sich bekand, und sie hätten das Gestängnis und die Verhöre nur in der Hoffnung, freigesprochen zu werden und ihn dann verkaufen zu können, über sich ergehen lassen.

Auf alle Fälle sagte sich Marit, daß es als eine Ehrenrettung für den Rittmeister und auch für seinen Vater angesehen werden würde, wenn sie den Ring brachte und erzählte, wo sie ihn gefunden hatte. Aber Marit wollte nichts tun, was für die Löwenskölds gut und vorteilhaft war.

(Fortsetzung folgt.)

Schweizerische Malerei im 19. Jahrhundert.

Anlählich des XIV. Internationalen Kunsthistorikers Rongresses, der während der ersten zehn Tage des September in der Schweiz stattfand, haben sich die Kongressetädte mit zahlreichen gediegenen Ausstellungen zum Empfang der Gäste gerüstet. Basel, Zürich, Winterthur, Luzern, Bern, Neuchâtel, Lausanne, Genf sind die Gabentäger, und was sie an verborgenen Kunstschäten neben die befannten und anerkannten Schaustücke ihrer Museen gesstellt haben, läßt manchen der Weithergereisten erstaunen: Er sindet die Raritäten vieler privater Sammler, er sindet Seltenheiten beisammen, die er zu anderer Zeit in mühssamen Einzelreisen aussuchen müßte, kurz: er sindet der ja als Fachmann mit den Repräsentationsstücken schweizerischer Herraut ist — nun auch das Ergänzungsmaterial, so daß ihm damit eine historisch und sachlich gegliederte Gesamtschau schweizerischer Kunst ermöglicht wird.

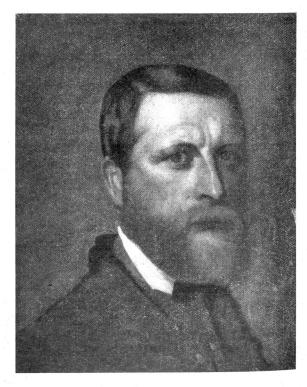
Basel zeigt in einzelnen Sonderausstellungen Münster=

plastik, Basler Meisterzeichnungen, Bildteppiche, Buchkunst, eine Konrad Witz und eine Erasmusz Ausstellung. Zürich bietet Graphiter der Spätzenaissance und des Barock, Architektur und Werkstunst, Leinenstickereien, Buchillustrationen, Schweizer Künstler des Klassisismus und der Romantik; Winzterthur sammelte das Werk Anton Graffs und Luzern die Junge Schweizer Kunst. Neuchâtel beherbergt Alpenmalerei, Lausanne die graphische Kunst seit 1830. Genf vereinigt alte Genzer Kunst, Portraits, bebilderte Manuskripte und Drucke, das Werk Alexandre Calames.

Und Bern? Es steht keineswegs hintan. Unter sachkundiger und aufopfernder Leitung kamen folgende Sammlungen zustande: "Die schweizerischen Bildchroniken", "Burgunderbeute-Ausstellung", "Les illustrateurs suisses du 19° et du 20° siècle", "Documents, plans, gravures de la fin du 18° siècle à nos jours", "Schweizerische Malerei vom 16.—18. Jahrhundert" und "Schweizerische Malerei im 19. Jahrhundert".

Dieser letztern wenden wir uns mit besonderer Freude zu, da sie in der Kunsthalle einen Kleinodienschat darsstellt, der nicht so schnell wieder in dieser schlichten, aber föstlichen Einheit beisammen angetroffen werden dürfte. Private Sammler wurden — in gewiß nicht leichter oder nur kurzatmiger Bemühung des Kunsthallesekretärs Dr. Huggeler — bewogen, ihre malerischen Zierstücke des 19. Jahrhunderts einer die 4. Oktober währenden Ausstellung anzuvertrauen; und wir als die dankbaren Beschauer durchwandern die Räume wiederholt mit dem erhebenden Gefühl, durch die stumme Sprache der Bilder immer inniger mit der malerischen Entwicklung der Schweiz im letzten Iahrhundert vertraut gemacht zu werden.

Wohl sind den meisten, die zu ständigen Besuchern der bernischen Runftausstellungen geworden sind, von jeher die



Barthélemy Menn: Selbstbildnis.

großen, besonders die europäischen Entwicklungslinien der Malerei vertraut gewesen — hier aber ist ein speziell schweizerischer Entwicklungslauf sichtbar gemacht worden, der gleich